Direkt durch den nicht allzu dichten Eichenwald bahnte er sich seinen Weg. Als er schon fast das Ende erreicht hatte und gerade einen dickeren Busch verlassen wollte, bemerkte er eine Gestalt, die in einer etwas merkwürdigen Stellung hinter einem starken Baum hockte. Da der Dunst ein deutliches Sehen verwehrte, nahm er sein Feldglas an die Augen. Jetzt erkannte er Hella Freiberg. Sie kniete am Boden und hielt ihre Büchse im Anschlag an den Baum gelehnt. Er wollte ihr zurufen, als bereits der helle, peitschende Büchsenschuss erklang.

Während sie aufstand und gespannt nach vorn blickte, eilte Löbel herbei. „Was haben Sie getan?" rief er entsetzt.

Kaum sah sie zu ihm hin, liess die noch schussbereite Büchse sinken und sagte ruhig: „Ich strafte einen Uebeltäter und Mordbrenner. Dort schauen Sie sein letztes Werk. Leider erreichte ihn meine Kugel erst, als es bereits geschehen war."

Löbel folgte ihrer zeigenden Hand. Auf 150 Meter vor ihnen stand der grosse Bohldammer Torflagerschuppen gerade an der Windseite in hellen Flammen, die schon bis unter das Dach züngelten.

„Jetzt heisst es, alle Männer zur Hilfe holen", rief das Mädchen. „Sonst springt der Brand nach Warenholz und Wülfersdorf über. Ich benachrichtige die Warenholzer. Laufen Sie zu den Bohldammern und Spörkenseelern."

„Aber wem galt denn Ihre Kugel?" drängte Löbel. „Vielleicht ist er nur verwundet und kommt in den Flammen um."

Schon im Davoneilen sagte sie: „Wenn ich könnte, würde ich den Schuft ein zweitesmal lebendig ins Feuer werfen."

„Wer ist es denn nun aber?" rief er ihr nach.

„Der Heidewolf."

„Aber wer ist der Heidewolf?"

Löbel vermochte ihre Antwort nicht mehr zu verstehen. Einen Augenblick schwankte er, wohin ihn seine Pflicht führen müsste. Dann entschied er sich. Ein Verwundeter oder gar Sterbender, und wenn es der schlimmste Verbrecher war, ging vor. Das Eigentum der Lebenden kam erst in zweiter Linie. Mit raschen Sätzen eilte er dem brennenden Torfschuppen zu. Dicht an der vom Feuer erfassten Seite lag ein Mann am Boden. Der Wind trieb den Rauch von ihm fort, so dass Löbel ihn zu erkennen vermochte.

Es war Spalding, der mit glasigen Augen in die Luft starrte. Löbel beugte sich über hin. Er war tot. Hellas sicherer Schuss hatte ihn dicht am Herzen in die Brust getroffen. Löbel traute seinen Augen nicht, dass der Bohldammer Direktor der gefährliche Brandstifter sein solle. Aber ein Zweifel schien kaum möglich. In seiner Hand hielt er noch das Feuerzeug, mit dem er seinen eigenen, hoch versicherten Schuppen angezündet hatte.

Aber das änderte nichts an der Tatsache, dass Fräulein Freiberg als Mörderin gelten würde. Auch der schlimmste Uebeltäter durfte nur von der gesetzlichen Obrigkeit bestraft werden. Löbel blickte sich um. Kein Mensch liess sich sehen. Auch der Betriebsleiter Reimann befand sich sicher vorn beim Rettungswerk.

Jetzt stand bereits der halbe Schuppen in Flammen, und es erschien ziemlich sicher, dass das ganze Werk bei dem heftigen Winde ein Raub des Feueres werden würde. Rasch entschloss Löbel sich. Mit Aufbietung aller Kräfte fasste er den schweren Toten an seinen Beinen und zog ihn hinter sich her. An dem brennenden Schuppen entlang schleppte er die Leiche bis zu der vom Feuer noch nicht erfassten Seite. Dort legte er ihn nieder und bedeckte den leblosen Körper mit Stroh.

Wieder sah er sich um. Wie ein Verbrecher kam er sich vor. Noch war kein Mensch in der Nähe. Vielleicht gelang es, Hella auf diese Weise von jedem Verdacht zu befreien. An der verkohlten Leiche würde niemand mehr die Schusswunde bemerken. Dann eilte er dem Eichenwäldchen zu. Von fern her ertönten Hornsignale, die zum Rückzug aufforderten. Man hatte von dort schon das hinten aufkommende Feuer bemerkt.

Bald begegnete er den ersten zurücklaufenden Männern, denen er kurz zurief, dass das Werk selber brenne. Dann eilte er weiter. Wo konnte Hart nur sein? Jetzt erst fiel ihm der Gedanke an seinen verschwundenen Freund schwer auf die Seele. Er fragte den mit dem Rest der Leute anrückenden Reimann.

„Ich habe Herrn Hart nicht gesehen", anwortete der Betriebsleiter. „Vorn ist niemand mehr. Das Feuer wird gleich den nicht mehr verteidigten Graben überspringen. Wir müssen bis an die Grenzen des Weissen Moores zurück. Hier ist doch alles verloren."

Trotzdem lief Löbel noch bis an den Rand des Eichenwäldchens vor. Ihm schien es, als wenn Reimann reichlich rasch jeden Gedanken an eine Rettung des Bohldammer Werkes aufgegeben habe. Einsame, glutrote Düsternis lag vor ihm. Glimmende Funken flogen ihn an, und hinter ihm züngelte bereits das Feuer aus verschiedenen Brandnestern. Da packte ihn das Grauen. Nur fort aus dieser glühenden Hölle, wieder zurück unter Menschen, die einander beistehen konnten. Rasch machte er kehrt und ging, so schnell es ihm sein erregtes Herz gestattete, nach Bohldamm zurück.

Hier waren jetzt auch die Männer aus Spörkenseel eingetroffen. Der Torfschuppen stand gänzlich in Flammen, die bereits auf die übrigen Gebäude übergriffen.

„Zurück zur roten Villa", rief der Ortsvorsteher. „Dort wollen wir eine neue Verteilung vornehmen. Der Rand des Warenholzer Forstes muss gehalten werden, sonst kann es noch schlimm ausgehen."

Wo bleibt Hart?

Nun läuteten alle Glocken des niedersächsischen Landes: Höchste Not, kommt alle herbei, helft und rettet. Die Telephone schrien: Das ganze Weisse Moor ist gefährdet. Reichswehr wurde von Hannover herbeordert, die abends in Osterburg eintreffen sollte. Hilfsbereite Kräfte langten von allen Seiten an, Autos mit Neugierigen rasten herbei, Berichterstatter der Zeitungen erschienen.

Bis zum Abend schien die unmittelbare Gefahr für den Warenholzer und Wülfersdorfer Wald beseitigt. Den immer zahlreicher eintreffenden Rettungskolonnen war es gelungen, den Rand des Moores zu halten. Aber westwärts dehnte sich der Brand immer weiter aus und hatte bereits ein angrenzendes reifes Kornfeld, das nach Spörkenseel gehörte, vernichtet. Wenigstens befand sich hier kein grösserer Waldbestand.

In den Sassenburger Forsten war es dagegen gelungen, das Feuer einzudämmen. Immerhin waren hier viele Hunderte von Morgen vernichtet. Da setzte kurz nach Einbruch der Dunkelheit das schon lange am Horizont drohende Gewitter ein. Ein gewaltiger Wolkenbruch kam nieder und erstickte die hellen Flammen. Nur im Moor glimmte es unter der nassen Oberschicht noch weiter, weil der Boden fast einen halben Meter tief ausgedörrt war.

Nach Zurücklassung einiger Wachmannschaften rückten die Rettungstruppen ab. Wenn der Himmel kein rechtzeitiges Einsehen gehabt hätte, wäre es noch weit schlimmer ausgelaufen. Aber überall wurde jetzt der Ruf nach dem Urheber des verderblichen Brandes laut. Allgemein hiess es, der Heidewolf sei der Schuldige. Noch niemand wusste, wer dieser sagenhafte Mann eigentlich war.

Die verschiedensten Leute sollten bereits seine Bekanntschaft gemacht haben. Ja, man erzählte sich, dass der sogenannte Verschönerungsverein nur aus dem Heidewolf und einigen Helfershelfern bestanden habe, die nach vorheriger Warnung alte Häuser anzündeten und sich dafür einen gewissen Anteil der Versicherungssumme ausbezahlen liessen.

Löbel hatte Fräulein Freiberg vor ihrer Villa wiedergefunden. Von hier aus beobachteten sie den weiteren Verlauf des Brandes. Jeden vorbeikommenden Menschen fragten sie nach Hart. Niemand hatte ihn gesehen. Ebenso hiess es, dass Direktor Spalding verschwunden sei.

(Fortsetzung folgt.)

MÄNNER OHNE NERVEN

Bei den flämischen Fischern — Ein eigenartiger Menschenschlag — Wie die Nordseekrabben gefischt werden — Fischerhandwerk und Fischereiindustrie

Auf dem schmalen Streifen am Kanal. zwischen Vlissingen und Dünkirchen, lebt das Volk der flämischen Fischer, das sich von der übrigen Bevölkerung scharf unterscheidet. Seit Urväter Zeiten vererbt sich das Handwerk von einer Generation auf die andere, bewohnen die Fischer die gleichen Viertel in Nieuwport, Ostende, Heist und Blankenberghe. So innig wie an ihrem Beruf hängen sie an ihren armseligen Wohnstätten. Vor einigen Jahren legte man bei Zeebrügge eine neue Kolonie an, hauptsächlich für die Fischer aus Heist, die eine Meile weit vom Strand entfernt wohnten, aber was machten die alten Seebären? Sie benutzten den neu angelegten Hafen, ohne deshalb nach „Zeemans Aard" zu ziehen, wie die neue Kolonie heisst. Sie blieben wohnen und liefen lieber eine Meile nach Haus, selbst im Winter bei Sturm und Regen.

Die Fischerei von Ostende ist die bedeutendste in Belgien, und man kann sie schon eine Industrie nennen. Die Ostender Fischer haben grosse Dampfboote mit hohen Schornsteinen, Kommandobrücken, elektrischer Steuerung, Kabinen für die Mannschaft und — water closets. Das ist viel für einen Fischer! Ihre Flottillen — nie fährt man einzeln zum Fang — bleiben oft drei Wochen auf dem Meer. Sie nehmen viele Tonnen Eis mit und bringen ungeheure Ladungen von Fischen zurück, die meist in das Ausland gehen. Bescheidener ist die Ausrüstung in den anderen Häfen. Die Flottillen der reicheren Fischer bestehen aus den sogenannten „galiotes", kleinen Motorkuttern von 50 bis 100 Pferdekräften, einem Mast und ein paar Aushilfssegeln. Die grössten von ihnen fahren für sechs bis acht Tage auf „grossen Fang". Im Bereich der Küste fischen nur die Aermsten, die grosse Menge der „crevettiers", der Krabbenfischer. Um 9 Uhr abends fahren sie aus, um 10 Uhr morgens kommen sie zurück. Das machen sie jeden Tag! Verglichen mit den grösseren Dampfern, sind sie insofern im Vorteil, als sie den Stürmen auf dem Meer nicht so ausgesetzt sind und sich beim ersten Anzeichen der Gefahr schnell in den Hafen flüchten können. Die Arbeit an Bord ist aber viel schwerer als auf den Dampfbooten, und die Mannschaft hat kein schönes Leben. Da die Netze klein sind, müssen sie alle Stunde entleert werden. Eine kribbelnde, schimmernde Masse überflutet dann das Boot, ein Gemengsel aus Sand, Algen, Medusen, Meersternen, Krabben. Die schwierige Aufgabe besteht darin, aus der wüsten Masse der zufällig mitgerissenen Meerestiere die Krabben auszuscheiden. Das ist nichts für zarte Nerven. Zuerst schüttet man alles durch ein ganz grobes Sieb für die grossen Tiere, dann ein engeres und schliesslich durch ein ganz feines, das nur noch die Krabben zurückbehält und sonstiges Kleingetier. Aus diesem Rest müssen dann die Krabben mit der Hand herausgelesen werden; der Ertrag von einer Tonne Netzinhalt beträgt manchmal nicht mehr als 20 Kilogramm.

Die Arbeit auf dem schmalen, schwankenden, glitschigen Boot ist schon bei gutem Wetter nicht leicht und erfordert einen ganzen Mann; fürchterlich ist sie aber bei Seegang. Kommen dann die Fischer, die die ganze Nacht schwer gearbeitet haben, morgens gegen 10 Uhr in den Hafen zurück, wartet neue Arbeit auf sie: sie müssen den Fang ausladen, das Boot reinigen, Benzin und Oel für die Motore besorgen, die täglichen Netzschäden beheben. Dann erst, gegen Nachmittag, dürfen sie nach Haus und, wenn es gut geht, ein bis zwei Stunden ruhen. Abends um neun beginnt ihre harte Arbeit von vorn. Ein solches Leben erträgt nur, wer darin aufgewachsen ist; der Dienst der Fischerjungen beginnt denn auch sehr früh. Sie müssen alles machen: waschen, kochen, Wache stehen, dem Bordmechaniker helfen, beim Ausladen dabei sein, beim Ueberholen und Reinigen des Bootes zugreifen. Es gibt keine Arbeit zwischen abends neun und morgens zehn, die sie nicht verrichten müssten. Geschont werden sie dabei nicht. Nach drei bis vier Jahren mühseliger Schinderei sind sie wie ihre älteren Genossen unempfindlich gegen jeden körperlichen Schmerz, hart wie Eichenholz, wilde, verwegene Burschen, die keine Müdigkeit und keine Gefahr kennen.

Wenn man diese Fischer fragt, ob sie ihr Leben lieben, wissen sie nicht, was sie antworten sollen. Sie sind schweigsam wie alle Menschen, die schwer arbeiten müssen und keine Zeit haben, über ihr Leben nachzudenken. Ihre Grossväter waren Fischer, ihre Väter waren es, und sie selbst können sich gar nicht denken, dass es etwas anderes für sie gäbe als den Fischfang! Manchmal gibt es schöne Tage, der Fang war reich, und der Erlös war gut. Dann stapfen die Fischer mit schwerem, steifem Gang zu den Hafencafés, in die rauchigen, vom Lärm der rauhen Stimmen widerhallenden Trinkhöhlen. Sie wollen ihr armseliges, trostloses Dasein für einige Stunden vergessen, sie wollen einmal „geniessen"! Das besteht bei diesen primitiven, anspruchslosen Naturen darin, stundenlang Bier zu trinken, ein Glas nach dem anderen; bis die Sinne stumpf werden und die Stirnen heiss, und die Stimmen zu gröhlen anfangen. Das endet dann meist mit einer wilden Schlägerei. Hoch geht es im Dezember und Januar her, wenn die Sprottenzüge an der flämischen Küste vorbeikommen. Da haben die Fischer Geld! Wenn die Arbeit vorbei ist, gibt es für die Wirte zu tun, denn die flämischen Fischer, die schaffen für drei, können aber auch für drei trinken! Furchtbare Mengen von Bier und Schnaps werden vertilgt, und die Gelage dauern oft tagelang, ohne Unterbrechung. Dann kommt das Erwachen und die Ernüchterung und wieder die harte, schwere Arbeit um das tägliche Brot.

Elektrizität fängt Insekten

545 000 Insekten für 84 Pfennig — Blinkfeuer wirksamer als stehendes Licht

Die Elektrizität, das Mädchen für alles, hat ihrem weiten Kreis von Aufgaben eine neue hinzugefügt, nämlich den Fang von Insekten. Schon 1911 hatte Professor von Abrech in Berlin Versuche angestellt, Insekten mit zwei elektrischen Lichtquellen zu fangen; doch hatten seine Forschungen mehr theoretischen Charakter. Nun ist dem französischen Ingenieur O. Gourdon die Konstruktion eines für diesen Zweck geeigneten Apparates gelungen. Er besteht aus einer aufrechtstehenden, am Boden festsitzenden oder auf Rädern fahrbaren hohlen Blechröhre, über deren oberem Ende, durch ein kleines Regendach geschützt, eine Quarzlampe angebracht ist. Am unteren Ende saugt ein Ventilator Luft von oben durch den Turm. Innen ist als Filter — zum Auffangen der eingesaugten Insekten — ein länglicher Drahtkorb mit engen Siebmaschen eingebaut. Für den Erfolg ist es unbedingt erforderlich, dass das Licht wie ein Blinkfeuer mit Unterbrechungen leuchtet, was man dadurch erreicht, dass ein mit Schlitzen versehener Schirm rund um die Lampe gedreht wird. Ein dauernd gleichmässig brennendes Licht hat eine tausendmal kleinere Anziehungskraft auf die Insekten, die davon eher geblendet werden. Aehnliche Erfahrungen machte man bereits bei Leuchttürmen, wo Dauerlichter auch die Vögel weniger anlocken als Blinkfeuer.

Die von der Lampe ausgehenden ultravioletten Strahlen entwickeln in der Luft ein wenig Ozon, von dem der Erfinder behauptet, dass es die gefangenen Insekten einschläfere und betäube, so dass in einer ozonhaltigen Luft sonst feindliche Tiere wie Spinnen, Fliegen und Ameisen ruhig nebeneinander ruhen. Die Insekten werden also durch das Licht zum Apparat gelockt, in den Fangkorb eingesaugt und durch Ozon betäubt. Der Apparat wird in verschiedenen Grössen für den Gebrauch im Heim, in Gaststätten, auf Schiffen, in der Landwirtschaft und für die Kolonien gebaut. Die grössten Apparate säubern Gebiete von 10 bis 40 Hektar Grösse von fliegenden Insekten. Am 17. Juli vorigen Jahres wurde ein Versuch damit vorgenommen, bei dem in zwei Stunden mit einem Kostenaufwand von 84 Pfennig 545 070 Insekten gefangen wurden, darunter allein 513 000 der gefährlichen Anophelesmücken. Vielleicht liesse sich eine ähnliche Vorrichtung für den Fang der kriechenden Heuschrecken ersinnen.

Handel mit Dinosaurier-Eiern. Die Expedition des amerikanischen Forschungsreisenden Dr. Andrews hat bemerkenswerte Funde in der Mongolei zutage gefördert. Von Einwohnern konnte eine grosse Anzahl der Dinosaurier-Eier gegen ein Stück Seife eingetauscht werden. Im übrigen hat die Expedition einwandfrei festgestellt, dass das Hochplateau der Wüste Gobi der einzige Punkt in der Welt ist, der von der Eisperiode nicht berührt worden ist. Durch eine grosse Menge Funde, sowohl von menschlichen wie von tierischen Knochen als von Vegetabilien wird dies bewiesen. Die Expedition sah im übrigen dort Antilopenherden bis zu 50 000 Stück, sowie Herden von wilden Eseln von einigen 1000 Stück.